

Nr. 47. Bromberg, den 27. Februar 1937

Der Ruf der Heimat

Roman von Artur Brausewetter

(8. Fortsetzung.) (Nachdruck verboten.)

Mit den männlichen Angestellten kommt er schon aus. Aber diese Mädel, die alle Söna Sentland, eine nach der anderen und eine immer jünger als die andere, hier eingestellt hat, und die ohne Ausnahme für sie durchs Feuer gehen, während er jeden Tag aufs neue seine Plage mit ihnen hat! Unerhört daß in einer Zeit wie dieser, die den Frauen die einzige ihrer Art und Anlage entsprechende Stelle im Hause anweist, ausgerechnet bei Vandekamp und Co. noch so viel weibliche Kräfte ihr unheilvolles Wesen treiben. Aber Söna Sentland meint, daß für diese Art von Arbeiten junge Mädchen eben geschickter und gewissenhafter sind. Und was sie meint, ist bei Vandekamp und Co. Evangelium.

Er aber denkt gar nicht daran, sich derartiges von einem naseweisen Ding wie dieser Kochalski bieten zu lassen. Er wird ihr einen Teil ihrer Obliegenheiten nehmen und auf Mable Country übertragen. Die ist aus dem gefährlichen Alter heraus und hat erst vor wenigen Tagen unter der Anteilnahme des ganzen Kontors ihr 25jähriges Jubiläum als englische Korrespondentin gefeiert.

Er würdigt die überhebliche Helenka keines Blickes mehr, will sich in die andere Abteilung zu Mable Country begeben — da singt es drüben vom Rathausturm her, dessen Glockenspiel jede gerade und ungerade Stunde mit seinen Chorälen wechselt: „So nimm denn meine Hände."

Und nachdem der letzte Ton verklungen, hallen neun eherne Schläge durch die nur von dem Klappern der Maschinen und dem Läuten des Fernrufers unterbrochene Stille des Kontors.

Eine Minute später betritt Friedrich Vandekamp die Räume, sendet seinen kurzgemessenen Gruß zu den Tischen und Pulten hinüber, an denen der Weg ihn vorbeiführt, und begibt sich in sein Privatkontor.

Sofort nimmt Theobald Kernreif die bereits fertig gepackte Mappe, folgt dem Chef, ihm den Geschäftsbericht zu erstatten.

Der aber schneidet ihm das erste Wort ab:

„Haben Sie Erkundigungen über Philipp Brackmann eingezogen?"

„Jawohl, Herr Vandekamp. Ein Konkurs ist bisher nicht angemeldet. Man meint auch, daß es zu ihm nicht kommen wird, sondern nur zu einer Geschäftsauflösung, da die notwendigsten Verpflichtungen . . ."

„Und er selber?"

Theobald Kernreif nimmt jene bedenklich bedauernde Haltung an, mit der er sich gegen jede Art geschäftlicher oder sonstiger Unannehmlichkeiten zur Wehr zu setzen sucht.

„Es soll nicht gut stehen, Herr Vandekamp, gar nicht gut. Wie ich hörte — aber, wie gesagt, ich habe es nur gehört — soll man ihn gestern abend aufgegeben haben."

Über die eisernen Züge gleitet ein Zucken. Die Hand, die nach dem Hörer greift, sinkt sogleich wieder.

„Verbinden Sie mich mit dem Städtischen Krankenhaus. Innere Abteilung. Ich wünsche den leitenden Arzt persönlich."

Es dauert eine Weile, bis die Verbindung hergestellt und Professor Oppermann, der um diese Zeit seine Besuche macht, zur Verfügung ist.

Ein kurzes Gespräch. Dann legt Friedrich Vandekamp den Hörer auf die Gabel.

„Sie sind schlecht unterrichtet. Herr Brackmann hat gestern einen aus der Art seines Leidens leicht erklärlichen Schwächeanfall gehabt, von dem er sich bereits erholt hat. Von einer Verschlechterung, gar einem Aufgegebensein, ist keine Rede. Ich danke Ihnen für jetzt und bitte, mir Fräulein Sentland zu schicken. Für die nächsten zwei Stunden wird kein Besuch, auch niemand aus dem Kontor zu mir gelassen. Sie haben dafür zu sorgen."

Timm tritt in das Zimmer. Mit der Verspätung, die den Vater trotz allen Vorsätzen auch heute wieder verstimmt.

Kurz und kühl ist die Begrüßung. Timm ist zerstreut und einsilbig, hat nicht einmal die übliche Entschuldigung bereit.

Aber sowie er mit dem Vater allein ist, wendet er sich, anscheinend gleichgültig und wenig beteiligt, zu ihm hinüber:

„Wie ist es eigentlich mit der Brackmannschen Sache geworden? Du weißt ja, daß ich mich ungern in deine Maßnahmen mische."

„Und diesmal?"

„Nun . . . ob es ganz richtig war, den armen Kerl, der vielleicht etwas unüberlegt und voreilig, aber immerhin doch im festen Glauben an dich und an deine Zusage gehandelt hat, so erbarmungslos abzufertigen?"

Friedrich Vandekamp rückt seinen Stuhl ein wenig nach vorn, stützt den Kopf in die Hand, sagt nichts.

Aber Timm merkt, daß ihm seine Worte wenig gelegen kommen.

„Schließlich habe ich ja ebensoviel Schuld?"

„Weshalb du?"

„Weil ich wohl empfand, wie der arme Mensch mit seinen Jammeraugen immer zu mir hinüberschielte, gleich als hoffte er, ich würde ihm zu Hilfe kommen, mich seiner Sache irgendwie annehmen."

„Unsinn!" erwidert Friedrich Vandekamp. Und dann ganz langsam und zögernd, als brächte er die Worte schwer über die Lippen:

„Wenn hier von einer Schuld die Rede sein kann, dann trage ich sie . . . ich ganz allein. Und ich bin willens, sie auf mich zu nehmen. Aber ich denke, wir lassen die Sache jetzt ruhen."

„Da bin ich anderer Meinung. Ich glaube, wir müssen etwas für ihn tun. Daß er in Konkurs gerät, kannst du auf keinen Fall zulassen. Da wir mit ihm in geschäftlicher Verbindung stehen, wäre es unser eigener Schade."

„Er wird nicht in Konkurs geraten."

Timm atmet auf.

„Hast du ihn gehalten?"

„Ich wollte es. Aber es war nicht mehr nötig. Er hat das Geld von anderer Seite erhalten."

„Von wem?" fragt Timm nebenhin.

„Von seiner Tochter."

Timm läßt den Stift, mit dem einige Zahlen hingekritzelt, auf die Platte des Schreibtisches sinken.

„Was sagst du? Von seiner Tochter? Das ist ja gar nicht möglich!"

„Ja, das könnt ihr nicht fassen. Doch warum sollte nicht einmal ein Kind seinem Vater beistehen? Besonders wenn er in Not geraten ist."

„Aber sie ist eine Lehrerin auf dem Lande, die sicher auch nichts hat."

„Eine Lehrerin? Woher weißt du das?"

Timm erzählt sonst nichts so gern als seine sportlichen Erlebnisse und Abenteuer. Von seiner gestrigen Fahrt wird er nie sprechen. Das weiß er. Am wenigsten dem Vater gegenüber.

„Du kennst sie?"

Timm fühlt den forschenden Blick zu sich hinübergleiten.

„Flüchtig", weicht er aus. „Deshalb setzte mich deine Mitteilung in einige Verwunderung."

„Die Brackmanns gehörten einmal zu den reichsten und angesehensten Kaufmannsfamilien Danzigs", fährt Friedrich Vandekamp fort, sichtbar bestrebt, dem Gespräch eine mehr sachliche Wendung zu geben. „Es war noch vor deiner Zeit. Die Frau war eine geborene Henkels. Sie brachte ihrem Manne ein bedeutendes Vermögen in die Ehe, das er wohl irgendwie sichergestellt haben muß. Wenigstens einen Teil von ihm, der dann auf die Tochter überging."

„Und mit diesem Erbteil . . ."

„Hat sie den Vater gerettet."

„Alle Achtung!" sagt Timm, erhebt sich, tritt an das Fenster, bleibt eine Weile dort stehen, kehrt dann an den Schreibtisch zurück.

Schweigend sitzen sich Sohn und Vater gegenüber, ein jeder in seine Arbeit vertieft.

Von draußen dringt die helle Sonne des letzten Maitages in das Zimmer.

*

Als Friedrich Vandekamp um die gewohnte Mittagsstunde nach Hause zurückkehrt, findet er in einer Dielennische Ina mit Pfarrer Wendland in einem Gespräch, dessen lebhafter Eifer ihm zeigt, daß ihre Meinungen wieder einmal aufeinanderstoßen.

Er hat das schon des öfteren beobachtet. Er weiß, daß der junge Geistliche mit Ina gern über Dinge spricht, die ihn beschäftigen oder bewegen, daß er vielleicht den stillen Wunsch hegt, ihre Teilnahme für die Angelegenheiten seiner Gemeinde zu erwecken, sie womöglich zu einer Art von Mitarbeit zu erziehen, weiß aber auch, daß seine zurückhaltende Tochter schwer zu gewinnen ist, und daß auch Jürgen Wendland nicht viel bei ihr erreichen wird.

Oder irrt er?

Welcher Vater dringt in das Innere seines Kindes?

Von einem Fleisch und Blut, in der Gemeinschaft und Gewohnheit des Lebens täglich aufeinander angewiesen, bleiben sie sich im Grunde ihres Seins vollkommen fremd, und es bedarf schon besonderer Ereignisse oder aufrüttelnden Geschehens, daß einer von dem anderen Kunde empfängt.

Und vollends bei einem Mädchen, das von ihren Kinderjahren an allen Werbungsversuchen ein nie unfreundliches, aber streng in sich verschlossenes Wesen entgegensetzte.

Dabei kennt er das im Grunde lebhafte Temperament seiner Tochter, weiß auch, daß sie einer tieferen, ja, einer leidenschaftlichen Empfindung ganz und gar fähig wäre. Aber beides lebt in ihr, ohne sich je nach außen zu betätigen oder in irgendeiner Form sich zu offenbaren. Oft ist es ihm, als habe sie geradezu Furcht, daß man in ihr Inneres eindringen, das, was sie denkt oder fühlt, irgendwie enträtseln oder gar bloßlegen könnte.

Aber gerade ihm ist diese knospenhafte Zuschließung an seinem Mädchen nie unangenehm, ja, sie ist ihm lieb gewesen. Vielleicht weil sie ein Teil von ihm selber, ein Erbe seiner eigenen Veranlagung ist, für das er eine gewisse Verantwortung trägt. Und er weiß, daß auch in ihr, so streng sie es verschließt, ein Etwas ist, das ihm zustrebt.

„Da ist der Vater!" hört er sie bei seinem Eintritt sagen. „Wir wollen ihn fragen."

„Aber er wird Ihnen nicht anders antworten, als ich es tat."

„Worum handelt es sich?" fragt Friedrich Vandekamp, indem er sich zu den beiden setzt.

„Um die Großmutter", schneidet Ina dem Geistlichen das Wort ab. „Denke: sie hat es sich in den Kopf gesetzt, die Mutter auf ihrer Krankenstube zu besuchen."

„Frau Wallburg-Werra", sagt Wendland in seiner ruhigen Bestimmtheit, „hat das Verlangen, ihre Tochter, deren neulicher Anfall ihr schwere Sorge bereitet, nach langer Zeit wiederzusehen. Das hat sie mich wissen lassen und mich um meine Vermittelung gebeten. Sie hat den aufrichtigsten Wunsch, den Zwist und Hader, der zu ihrem Schmerz nun bereits seit Jahren zwischen ihr und ihrer Tochter bestehen, endlich beigelegt zu sehen. Sie leidet unter dieser Entfremdung und will die versöhnende Hand reichen, auch tun, was in ihren Kräften steht, daß wieder Friede und Eintracht herrschen."

Er sieht das halb mitleidige, halb ironische Lächeln, das um Inas Lippen schwebt.

„Ich bin ein Mann, der seine ihm übertragene Sendung darin sieht, den Mühseligen und Beladenen beizustehen."

Ein tiefes Durchdrungensein von seiner Aufgabe spricht aus den wenigen Worten.

„Und Sie meinen wirklich, daß eine so eingewurzelte Abneigung, eine durch lange Zeit hindurchgeschleppte, nie verstummende Feindschaft zwischen zwei Menschen durch eine einzige Begegnung, eine Auseinandersetzung, die selten klärt, meist aber zu schweren Mißverständnissen führt, aus der Welt geschafft werden kann?"

„Sie sind Mutter und Tochter."

„Das verschärft den Gegensatz."

„Die Bande des Blutes lassen sich nicht lösen."

„Aber wenn sie gelöst sind, kommen sie schwer wieder zusammen."

„Auch Ihre Mutter ist eine kranke Frau."

„Ein so tief eingefressener Zwiespalt macht selbst vor dem Tode nicht halt."

„Ich aber glaube an die Macht des Guten. Denn ich liebe die Menschen."

„Ja, Sie lieben die Menschen, da haben Sie recht gesagt", erwidert Ina, und ein wärmerer Ton ist in ihren Worten. „Aber Sie kennen sie nicht."

„Wir werden uns hierin nicht verstehen, wie wir uns so manches Mal nicht verstanden haben", bricht Pfarrer Wendland mit jener fast schroffen Härte das Gespräch ab, die ihm zu eigen ist, wenn das, was ihm Überzeugung und Glaube ist, auf Widerspruch stößt oder in Zweifel gezogen wird. „Und wenn Sie oder Ihr Herr Vater es nicht für richtig befinden, die Kranke auf den Besuch ihrer Mutter vorzubereiten, so werde ich selbst zu ihr hinaufgehen."

„Ich danke Ihnen, Herr Pfarrer", sagt Friedrich Vandekamp mit kurzem Entschluß. „Ich werde mit meiner Frau sprechen."

*

Es ist lange her, daß Frau Sabine Wallburg-Werra ihr Altersstübchen verlassen hat. Und wenn es einmal geschah, dann hatte ihr der Schwiegersohn eine Karte für ein Lichtspielhaus besorgt, und sie kam durch die Hinterpforte geschlichen, um möglichst unbemerkt in den dort haltenden Wagen zu steigen.

In das Innere des Hauses ist sie, solange ihre Tochter da oben auf dem Krankenbett liegt und alles in ihm leer und stumm geworden, nie mehr gedrungen. Und darüber ist ein Jahr vergangen.

Heute aber legt sie den kostbaren Umhang von Brabanter Spitzen, eins der wenigen Stücke, die ihr aus reichem Bestand geblieben sind, um das oben stark verschlissene Kleid, daß es seine Blöße decke, pudert sorgfältig das Gesicht, legt auch ein wenig Schminke auf, die die bläulich getupften Backenknochen nur um so schärfer hervortreten läßt, nimmt den schweren Stock mit der graugelben Hornkrücke in die gichtische Hand.

Tapp . . . tapp . . . geht es durch den langen Gang, der, schmal und halbdunkel, zur Diele und über diese fort, die gewundene Treppe mit dem holzgeschnitzten Geländer hinauf, in den oberen Teil des Hauses führt.

Tapp . . . tapp . . . tapp . . . Hart stößt der Stock, schwer ist der Schritt.

Bisweilen hält sie inne, stützt die freie Hand auf das Geländer, atmet ächzend.

(Fortsetzung folgt.)

Überwinterung im Tierreich.

Von Dr. M. Eisentraut
vom Zoologischen Museum der Universität Berlin.

In unserer gemäßigten Klimazone, in der ein scharfer Wechsel zwischen Sommer und Winter besteht, liegt für weitaus die meisten Tiere das Lebensoptimum in der warmen Jahreszeit, nur wenige vermögen auch in den kalten Monaten ihr normales Leben weiterzuführen. Es sind hauptsächlich eine Reihe von Säugetieren und von den Vögeln die wenigen, die es nicht vorgezogen haben, den Winter in wärmeren, südlichen Gegenden zu verbringen, oder die, von Norden kommend, schon bei uns ihr Winterquartier aufschlagen. Für die meisten anderen Vertreter unserer heimischen Fauna bedeutet der Winter mit Kälte und Nahrungsmangel einen Stillstand der aktiven Lebensäußerungen; nur im geheimen, kaum merkbar glüht das Lebensfünkchen weiter. Meist in einem sicheren Versteck verborgen harren sie auf den Frühling, der sie wieder zu neuem Leben erweckt.

Dieser winterliche Ruhezustand vieler Tiere ist eine ganz hervorragende Schutzanpassung der Natur, die es erlaubt, unter geringstem Kräfteaufwand eine dem Leben ungünstige Jahreszeit zu überstehen. Dies ist aber nur möglich, wenn der Stoffwechsel, der seinerseits wieder von der Körpertemperatur abhängig ist, auf das geringste Maß vermindert wird, denn ein geringer Stoffwechsel benötigt auch nur eine geringe Menge Betriebsstoff.

Bei den Kaltblütern, deren Innenwärme bekanntlich von der Umgebungstemperatur abhängt, kühlt sich der Körper von allein, entsprechend dem Fallen der Außentemperatur, immer mehr ab, und es tritt schließlich ein Starrezustand ein, den wir als Winter- oder Kältestarre bezeichnen. Der Abkühlungsmöglichkeit der Kaltblüter sind naturgemäß gewisse Grenzen gesetzt, unterhalb derer die Fortsetzung des verborgenen Lebens nicht mehr möglich ist, so daß die Tiere schließlich dem Kältetod preisgegeben sind. Trotzdem ist es erstaunlich, welche tiefen Umgebungstemperaturen von manchen Tieren, besonders Insekten, ertragen werden. So vermag z. B. eine Mücke, Anopheles maculipennis, Temperaturen von —40° auszuhalten und kann bei Durchschnittstemperaturen von —18° monatelang überwintern. Es sind demnach offenbar besondere Voraussetzungen notwendig, die auch bei stärkeren Kältegraden ein Unterkühlen der Körpersäfte zulassen und ein Gefrieren verhindern. Sicherlich spielt hierbei die Konzentration der Körpersäfte eine wichtige Rolle. Hinzu kommt der feste Luftabschluß und der durch verschiedene Spannung bewirkte Innendruck.

Dank dieses Unterkühlungsvermögens der Körpersäfte können manche Insekten an völlig ungeschützten Stellen überwintern. Zitronenfalter z. B. trifft man im Winter frei im Buschwerk an einem Zweig hängend im Starrezustand an. Die meisten Insekten aber suchen geschützte Stellen auf. Man findet sie nicht selten hinter Baumrinde, unter welkem Laub oder im Mulm am Boden; manche verkriechen sich auch tiefer in die Erde. Gern werden die menschlichen Wohnungen als Winterquartier gewählt. In Scharen sitzen die Mücken an den Kellerwänden und -decken; auf Bodenräumen sammeln sich mancherlei Falter, Fliegen und Käfer. Viele Insekten überwintern als Ei oder Puppe, also in einem Ruhestadium, in dem keine Nahrung aufgenommen zu werden braucht. So legen z. B. die meisten Heuschrecken, ehe sie im Herbst absterben, ihre Eier in die Erde. Hier liegen diese geschützt und sind selbst widerstandsfähig genug, so daß ihnen die Kälte nichts anhaben kann. Überwinterung im Puppenstadium finden wir bei vielen Schmetterlingen.

Auch für andere Tiere, wie Würmer und Schnecken, bedeutet der Winter eine Ruhepause in ihrem Leben, auch sie ziehen sich zurück und erstarren. Um dem Frost zu entgehen, kriechen die Regenwürmer tief ins Erdreich. Die Weinbergschnecken graben sich nur mehr oberflächlich in den Boden ein, verschließen aber die nach oben gerichtete Öffnung ihres Gehäuses mit einem Kalkdeckel.

Eine ähnliche Winterstarre wie die vielen Wirbellosen haben auch die kaltblütigen Wirbeltiere. Manche Frösche begeben sich auf den Grund der Gewässer und überwintern im Schlamm. Kröten und Molche, Eidechsen und Schlangen verkriechen sich unter Moos, in die Erde oder in das morsche Wurzelwerk eines Baumstubbens. An geeigneten Orten finden sie sich nicht selten in großen Mengen ein und überwintern gemeinsam, zu einem dichten Knäuel verschlungen. Hier verharren sie, bis die den Boden erwärmende Frühlingssonne sie wieder aus ihrer Erstarrung erweckt. Auch unter den Warmblütern, und zwar unter den Säugetieren, gibt es einige Vertreter, die während des Winters einen Ruhezustand durchmachen, der von dem Starrezustand der Kaltblüter aber wesentlich verschieden ist und als Winterschlaf bezeichnet wird. Zu den deutschen Winterschläfern gehören Igel und Fledermäuse, Murmeltiere, Ziesel, Hamster und die vier Bilcharten: Siebenschläfer, Baumschläfer, Gartenschläfer und Haselmaus.

Während die Winterstarre der Kaltblüter ohne besonders tiefgreifende physiologische Veränderungen eintreten kann, erfordert der Winterschlaf der erwähnten Säugetiere eine weitgehende Umstellung der Körperfunktionen. Denn die Warmblüter haben ja bekanntlich eine mehr oder weniger konstante Körpertemperatur, für die eine überaus fein arbeitende Wärmeregelung verantwortlich ist. Soll nun bei den Winterschläfern der Stoffwechsel vermindert werden, so muß sich zunächst diese Wärmeregelung ausschalten. Die Kräfte, die einen solch bedeutenden Eingriff in das normale Leben bewirken, sind uns auch jetzt noch nicht mit Sicherheit bekannt. Als innere Wirkungsursachen nimmt man Veränderungen der Drüsensekretion an. Den äußeren Anlaß zum Eintitt dieses Zustandes aber gibt die verminderte Außentemperatur. Bei den verschiedenen Winterschläfern liegt die kritische Temperaturstufe, bei der das Einschlafen erfolgt, ganz verschieden hoch, beim Hamster z. B. bei etwa 9—10°, bei der Haselmaus schon bei etwa 15—16°. Erreicht die Außentemperatur diese Stufe, so tritt der Winterschlaf ein, sofern die von inneren Faktoren bedingte Winterschlafbereitschaft vorhanden ist. Es sinkt nun die Körperwärme und paßt sich der Umgebungstemperatur an; der Winterschläfer wird also zum Kaltblüter. Mit der sich vermindernden Körpertemperatur werden auch Herzschlag und Atemzüge verlangsamt und erfolgen schließlich nur noch in langen Abständen. Die Körperwärme kann etwa bis auf 0° sinken, ohne daß das Leben erlischt. Erst ein noch tieferes Sinken der Außentemperatur wirkt auf den Körper des Winterschläfers als Weckreiz, es setzt dann von neuem eine Wärmeproduktiou eine, die die Körperwärme auf dem niedrigsten Stande hält oder die gelegentlich auch zum Erwachen des Tieres führt. Dieser Vorgang ist eine geradezu erstaunliche Schutzeinrichtung, denn würde sich der Körper auf Grade, die erheblich unter Null liegen, abkühlen, so würden die Körpersäfte gefrieren und damit der Tod des Tieres eintreten.

Die meisten Winterschläfer schlafen in einem weichen Nest, das sie sich in der Erde oder in einer Baumhöhle angelegt haben. Der Siebenschläfer schlägt gelegentlich sein Winterquartier auch in einem Starkasten auf. Eigenartig ist bei allen die Schlafstellung; der Kopf wird nach unten gebeugt und dem Hinterleib genähert, wodurch der Körper Kugelform annimmt Nur die Fledermäuse bauen kein Nest, sie ziehen sich oft zu großen Gesellschaften vereint, in Fels- oder Baumhöhlen oder auch in menschliche Wohnungen zurück, verkriechen sich in eine enge Spalte oder hängen sich einfach, wie sie es auch beim normalen Schlaf tun, mit den Hinterfüßen an der Decke auf. Die Verstecke liegen so geschützt, daß die Kälte nicht eindringen kann. Dieser Umstand ist für die Fledermäuse außerordentlich wichtig, denn sie sind, im Gegensatz zu anderen Winterschläfern, nicht fähig, bei stärkeren Kältegraden ihre Körpertemperatur längere Zeit auf dem Minimalstand zu erhalten, so daß dann also ein Erfrieren eintreten würde. In dieser Beziehung ähnelt iht Schlaf dem Starrezustand der Kaltblüter, denen sie auch insofern näher rücken, als ihre Wärmeregelung im normalen Zustande während des Tagesschlafes ebenfalls ausgeschaltet wird.

Im Zustand des tiefsten Winterschlafes ist der Körper nahezu starr. Nimmt man dann z. B. einen Hamster in die Hand, so liegt er wie tot da; ein kalter Körper ohne Atemzug und Herzschlag. Jedoch allmählich regt er sich, der Kopf streckt sich aus der gebeugten Lage, die Füße machen willkürliche Greifbewegungen, der Kehle entringt sich ein röchelnder oder schreiender Laut, und ein Atemzug spannt die Brust. Damit ist das Aufwachen eingeleitet und geht nun unter ständig zunehmender Atembeschleunigung, unter Muskelzittern und krampfartigen Zuckungen weiter fort. Ein an den Körper angelegtes Thermometer steigt, der Körper erwärmt sich also infolge innerer Verbrennungsvorgänge. Doch erst nach langer Zeit, oft erst nach Stunden, schlägt das Tier die Augen auf, ist wach und macht die ersten, unbeholfenen Schreitbewegungen. Ein solches Aufwachen erfolgt meist bei starker Berührung oder beim Überführen des Tieres in einen warmen Raum. Aber auch nicht gestörte Tiere wachen von Zeit zu Zeit auf und entleeren

sich. Die, die Nahrungsvorräte eingetragen haben, wie der Hamster, nehmen hiervon etwas zu sich und schlafen dann wieder ein. Für andere Arten reicht der Fettvorrat, den sie sich im Herbst angemästet haben, vollkommen aus, um das Leben zu erhalten. Wir dürfen annehmen, daß, je mehr sich der Winter seinem Ende nähert, auch die innere Schlafbereitschaft nachläßt, so daß es nur einer wärmeren Außentemperatur bedarf, um ein endgültiges Erwachen herbeizuführen.

(„Naturforscher")



Bunte Chronik



Ein tapferer Bruder!

Ein wirkliches Heldenstück vollbrachte dieser Tage ein zehnjähriger Junge aus dem Pinzgau. Er war mit seiner dreijährigen Schwester rodeln gegangen. Bei der Abfahrt kam der Schlitten an einer abschüssigen Stelle ins Rutschen und stürzte in einen eisigen Bach, der mit großer Schnelligkeit dahinfloß. Während der Zehnjährige noch rechtzeitig abspringen konnte, fiel das kleine Mädchen in die strudelnden Wellen und wurde weggerissen. Nach der Überwindung des ersten Schrecks sprang der Zehnjährige furchtlos seiner Schwester nach. Er konnte sie aber nicht mehr erreichen. Darauf kletterte er aus dem eiskalten Wasser wieder heraus und lief an dem Ufer solange weiter, bis er die Schwester überholt hatte. Dann sprang er wieder ins Wasser. Jetzt konnte er die Kleine fassen, die inzwischen besinnungslos geworden war. Mit größter Anstrengung hielt er das kleine Köpfchen über das Wasser, während der Bach sie weiterriß. Schließlich wurden beide an das gegenüberliegende Ufer getrieben. Der wackere Bursche klammerte sich hier an einer Eisscholle solange fest, bis sein Vater herbeieilte, der von anderen Kindern herangerufen worden war. Er zog den Zehnjährigen mit der bewußtlosen kleinen Schwester aus dem Bach heraus. Beide eilten dann im Laufschritt mit dem Mädchen in das nächste Gehöft und hier gelang es, auch die Kleine wieder ins Leben zurückzurufen.

*

Ein Blinder als Sekundant.

Daß ein Blinder bei einem Säbelduell als Sekundant mitwirkte, ist wohl bisher noch nicht vorgekommen. In Paris trug sich dieser Fall jetzt zu. Serge Veber, ein bekannter Pariser Journalist, und Charles Michelson, Verlagsdirektor einer Pariser Morgenzeitung, kämpften im Park des Chateau de Claye bei Saint Ceyr ein Duell aus und Georges Scapini, ein Pariser Kammerabgeordneter, der im Weltkriege sein Augenlicht verlor, fungierte zusammen mit Charles Pomaret als Sekundant für Michelson. In der dritten Runde wurde Michelson durch einen Säbelhieb am rechten Unterarm verletzt und der Unparteiische erklärte den Kampf für beendet.

Man war erst im Zweifel, ob man den blinden Scapini als Sekundanten zulassen könne, aber der frühere Minister François Piétri, der Präsident des Französischen Fechterbundes ist, entschied, daß Scapini schon wegen seines heldenhaften Verhaltens im Kriege nicht zurückgewiesen werden könne.

*

Sicherheitsvorrichtung wirkt tödlich.

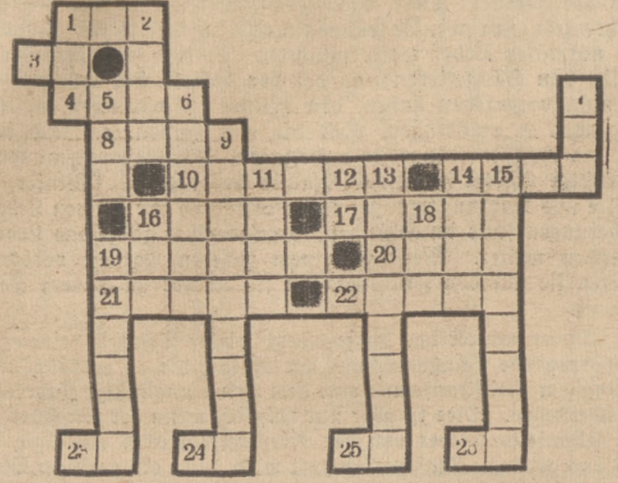
In Newyork fiel eine junge Dame einer Sicherheitsvorkehrung zum Opfer, die ein Freund von ihr in ihrer Wohnung angebracht hatte, um Einbrecher fernzuhalten. Der Freund, ein geschickter Elektrotechniker, hatte Kupferdrähte in die Fenstervorhänge hineingeflochten und sie durch Verbindung mit der Hausleitung elektrisch geladen. Ein Einbrecher, der etwa durchs Fenster einsteigen wollte, hätte unfehlbar einen kräftigen elektrischen Schlag bekommen, wenn er irgendwie den Vorhang berührt hätte. Die junge Dame war von ihrem Freunde genau instruiert worden, bevor sie sich an den Vorhängen zu schaffen machen durfte. Das hatte sie offenbar vergessen, denn man fand sie eines Morgens tot neben dem Fenster liegend vor und die Untersuchung ergab, daß sie bei einer Berührung mit den elektrisch geladenen Fenstervorhängen durch den Strom getötet worden war.



Rätsel-Ecke



Kreuzwort-Rätsel.



Waagerecht: 1. Alpenweide. — 3. Flächenmaß. — 4. Kolbenfeldfrucht. — 8. Blutgefäß. — 10. Männlicher Vorname (I=J). — 14. Großes Wasser. — 16. Gedanke, Einfall. — 17. Dichtungsgattung. — 19. Gemeines Volk. — 20. Beschwerung, Bürde. — 21. Raubvogel. — 22. Schreibmittel. — 23. Persönliches Fürwort. — 24. Hohlmaß (abgekürzt). — 25. Ersatz für unbekannte Anschrift. — 26. Abkürzung für eigenhändig.

Senkrecht: 1. Teil des Oberkörpers. — 2. Mädchen (poetisch). — 5. Schlangenförmiger Fisch. — 6. Altes Hohlmaß (für Bier). — 7. Bestimmter Artikel. — 9. Berggeist im Riesengebirge. — 11. Ausgeschöpft. — 12. Ausgestorbenes Rind. — 13. Stahlerzeugende deutsche Stadt. — 14. Teil des Schiffes. — 15. Männlicher Schwimmvogel. — 16. Chem. Grundstoff und (griech.) Buchstabe (I=J). — 18. Engl. Insel. — 19. Protestantischer Pfarrer.

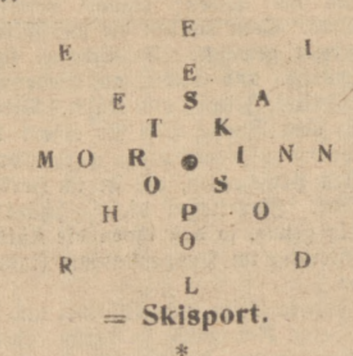
*

Zwei deutsche Männer.

1 starb für Freiheit einst und Vaterland;
Möchtst du wie 2 im Kampf des Lebens steh'n,
Das Ganze ist ein Dichter, weltbekannt;
Er stritt für das, was edel, groß und schön!

Auflösung der Rätsel aus Nr. 41.

Sternen-Rätsel:



= Skisport.

*

Silben-Rätsel:

Salamander, Cincinnati, Herodot, Newmarket, Euryanthe, Edomiter, Wandertrieb, Immanuel, Theodora, Timbuktu, Cherub, Harmonika, Eichenspinner, Nordlicht
= **Schneewittchen, Ritter Blaubart.**

*

Rätsel: Pappe, Mappe, Rappe, Kappe.

Verantwortlicher Redakteur: i. V.: Arno Ströse; gedruckt und herausgegeben von A. Dittmann, T. z o. p., beide in Bromberg.